

## Herrin über Schriften aus 5000 Jahren

Sie schwärmt für die Vernetzung im Cyberspace ebenso wie für kostbare Originale: Gabriele Beger, Direktorin der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek *Von Sabine Stamer*



Liest sie ihre Zeitung morgens lieber auf Papier oder auf dem iPad? Das ist ihr ganz egal. Vor ein paar Jahren hat sie noch gesagt, ein Buch zu lesen ohne umzublättern, das sei kein Vergnügen. Heute sieht sie das ganz pragmatisch: "Viele Bücher sind ja so wahnsinnig schwer. Wir müssen jetzt nicht mehr so große Handtaschen haben. Ein iPad passt in jede Tasche." Gabriele Beger ist begeistert von den Möglichkeiten, die digitale Technologien schaffen. "Wir haben

hier uralte Handschriften, die für die Forschung sehr relevant sind und versuchen, sie so aufzubereiten, dass sie weltweit digital zur Verfügung stehen. Das ist eine unserer Schwerpunktaufgaben. Von daher ist die Digitalisierung ein Geschenk." Nur logisch, dass sie ihre Promotion zum Thema "Urheberrecht und elektronische Bibliotheksangebote – ein Interessenkonflikt" verfasst hat.

Mit der großen Brille auf der Nase und den hinten verknoteten grauen Haaren sieht sie genau so aus, wie man sich eine Bibliothekarin vorstellt, aber eine, die die Nase nicht nur in verstaubte Bücher steckt, sondern sich mit großem Interesse auch den Menschen zuwendet, die ihr begegnen. Und das macht Gabriele Beger hier als Direktorin der Staats- und Universitätsbibliothek (kurz: Stabi) auch zum Programm.

Die Bibliothek sage nicht mehr: "Dieses Buch ist gut, lies es, sei ruhig und setz dich hin!", erklärt sie mir, sondern frage ihre Besucher: "Welche Ausstattung brauchst du, was suchst du hier?" Ein Ausdruck dieser Haltung sind die neuen Arbeitsräume für Studenten

mit gemütlichen Banknischen wie in einem Restaurant, versehen mit einem Monitor und Anschlüssen zur umfangreichen Vernetzung.

Die Tageszeitungen aus dem ersten Jahr des Ersten Weltkriegs hat die Stabi im Rahmen eines EU-Projekts digitalisiert. Dabei wurde deutlich, wie sich die Einstellung der Bevölkerung veränderte, wie die Zustimmung abnahm und welche Auswirkungen ein Krieg hat. "Das mit anderen historischen Zeugnissen vergleichen, das können Sie nur im Netz. Früher ging das zum Teil mit Klebstoff, aber natürlich nicht in dieser Qualität."

Wir sitzen in ihrem Büro, das, vornehmlich mit weißen Resopalmöbeln ausgestattet, keinen besonderen Charme ausstrahlt. Interessant sind aber die drei großen Bilder an den Wänden, die allesamt ihre Schwester gemalt hat. "Sie ist eine begnadete Malerin", sagt Gabriele Beger bewundernd und verscheucht einen Anflug von Raucherhusten. Ja, sie raucht und trinkt gern wahnsinnig viel Kaffee. Und sie ist ungeduldig. "Geht das auch schneller?", hat sie früher häufig gefragt. "Aber so geht man mit anderen Menschen nicht um." Deshalb hat sie sich das abtrainiert.

Sie ist Jahrgang 1952, aufgewachsen in Ostberlin mit der Schwester und einem Bruder, beide älter als sie. Die Mutter Hausfrau, der Vater Journalist. "Ich komme also aus einem bürgerlichen Elternhaus, wo eine gute Bibliothek vorhanden war, wo ich an Literatur und klassische Musik herangeführt wurde", erzählt sie und fügt hinzu: "Das ist ein Geschenk. Ich bewundere alle Menschen, die nicht dieses Glück in ihrer Kindheit hatten und es dennoch schaffen. Welchen Ehrgeiz, welche Disziplin müssen sie aufgebracht haben, um das aufzuholen?"

Nun, frei von Ehrgeiz und Disziplin ist Gabriele Beger mit Sicherheit auch nicht, das spüre ich sofort. Und immerhin war sie schon als Kind Leistungssportlerin im Boden- und Geräteturnen, sollte sogar für die Olympiade 1968 trainiert werden. "Aber da haben meine Eltern einfach den Stecker herausgezogen – schließlich ging es auch ums Doping – und haben gesagt: 'Geh doch lieber ins Theater!' Da sehen Sie, dass ich wirklich weitsichtige Eltern hatte." Obendrein behinderte noch eine Blinddarmentzündung das Training, und so wurde Gabriele tatsächlich eine eifrige Theatergängerin und entwickelte eine besondere Liebe zu Bertolt Brecht, dessen Texte sie gemeinsam mit ihrer Freundin auswendig lernte.

Damit ich jetzt wegen ihrer Begeisterung für die Digitalisierung nicht schreibe: "Frau Beger ist ein Technik-Freak", holt sie aus ihrem Regal das "Moller Florilegium", einen dicken Band mit prachtvollen Blumenbildern, gemalt im 17. Jahrhundert. "Der Originalband kostet inzwischen eine Million und ist natürlich im Tresor." Neulich hatte sie ein anderes Buch mit einem Originaleinband aus dem fünften Jahrhundert in der Hand: "Da empfinden Sie Ehrfurcht, das ist einfach wunderschön!"

Nicht nur Gedrucktes wird in dem siebzehn Stockwerke hohen Bücherturm aufbewahrt, auch Tontafeln und Handschriften sowie an die 400 Nachlässe berühmter Hamburger wie Wolfgang Borchert oder Johannes Brahms. "Schön ist, dass diese Nachlässe nicht nur Manuskripte und Briefe enthalten, sondern auch Dinge wie den Schreibtisch von Klopstock oder die rosafarbenen Schuhe seiner Frau. So etwas liebe ich! Das ist dann natürlich wieder eine Liebe zum Haptischen."

Was ist denn der größte Schatz in ihrer Bibliothek? "Da werden Sie jetzt staunen", lacht sie, "das sind die Mitarbeiter!" Sie verweist auf eine Urkunde an der Wand, die der Stabi attestiert, dass sie sich besonders für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf engagiere. Setzt sie sich dafür aus eigener Erfahrung ein? Sie ist verheiratet, hat eine erwachsene

Tochter und eine Enkelin. "Entschuldigung", winkt sie ab, "das lassen wir mal sein, klar hat man in meinem Alter Familie, aber mich berührt es unangenehm, als Frau immer danach gefragt zu werden."

Da spricht sie etwas an, worüber ich als Autorin auch oft nachdenke. Lässt man die Familienverhältnisse eines Mannes außer Acht, protestiert niemand. Kläre ich aber in einem meiner Frauenporträts nicht über den Familienstand und die Kinderzahl auf, kommen garantiert kritische Nachfragen. Gabriele Beger will keine gängigen Klischees bedienen. Ich auch nicht. Aber bleiben diese Bausteine unseres Lebens nicht trotzdem interessant, gerade weil sie uns persönlich und gesellschaftlich so beschäftigen? "Erzählen Sie lieber etwas anderes", wünscht sie sich, "zum Beispiel, dass ich im Grindelviertel wohne und mich dort sauwohl fühle. So etwas zeigt doch eher, wie ein Mensch tickt." Sie genießt die Lebendigkeit in der Woche, die Ruhe am Wochenende und vor allem das Familiäre. "Nein", sagt ihr etwa der Schuster, "Sie brauchen keinen Zettel, ich weiß, wie Ihre Schuhe aussehen!" Deshalb liebt sie ihren Kiez.

Der Blick aus ihrem Büro fällt direkt auf ein immenses Graffiti, das eine vier- bis fünfstöckige Hauswand dekoriert. Es erinnert an Berlin, "die lebendigste Stadt nach wie vor", so sieht sie das. Und sie hat an der Humboldt Universität noch immer einen Lehrauftrag. Von 1971 bis 2005 war sie im Osten Berlins an der Stadtbibliothek tätig, also mehr als dreißig Jahre, die letzten als deren Direktorin. Wie hat sie denn überhaupt ihre Liebe zu Bücherregalen entdeckt? Auf der Suche nach einem Beruf, erzählt sie mir, habe sie der damalige Direktor der Stadtbibliothek beeindruckt. Der sei durch die Welt gereist und habe von überall Neuerungen mitgebracht. Aus Schweden zum Beispiel die Idee einer Artothek, aus den USA Fließbänder, worauf die Bücher aus den Magazinen hochschnellten. "Also, dass man Bilder ausleihen konnte und dass die Bücher auf dem Fließband kamen... so oberflächliche Dinge haben mich fasziniert!" Nach einer Ausbildung zur Bibliotheksassistentin studierte Gabriele Beger Bibliothekswesen in Leipzig und Berlin. Die Öffnung der Grenze zwischen Ost und West kam für sie gerade recht. Sie war 37 und steckte in den letzten Zügen ihres Jura-Zweitstudiums. "Da konnte ich mich spezialisieren auf den Vergleich der Rechtssysteme und reiste sozusagen als Übersetzerin durch die Gegend. Direktorin der Stadtbibliothek wäre ich höchstwahrscheinlich ohne die Öffnung auch nicht geworden, wegen meiner Schwester im Westen."

Ist ihr der radikale Wandel auch schwer gefallen? "Nein", wehrt sie ab, "ich mag Veränderungen!" Das hält sie für einen ihrer wichtigsten Wesenszüge. Gilt das ebenso fürs Privatleben? "Vielleicht nicht so sehr. Irgendwo muss man sich auch mal ausruhen können." Aber immerhin ist sie, darauf weist sie ausdrücklich hin, nach mehr als fünfzig Jahren in Berlin 2005 nach Hamburg gezogen, ohne mit der Wimper zu zucken. Obwohl Freunde sie gewarnt haben, es regne hier immer und die Leute seien nicht so aufgeschlossen. "Das probiere ich erst einmal aus!", hat sie sich gesagt und in den zehn Jahren seither viele positive Überraschungen erlebt. Gibt es denn irgendetwas, das sie hier nervt, an ihrem Job zum Beispiel? Sie denkt lange nach. Sehr lange. "Nö", antwortet sie dann trocken. "Wenn mich etwas nervt, dann stelle ich es ab." Das macht sie bestimmt, da bin ich ganz sicher.

*Sabine Stamer, Autorin und Journalistin (<http://www.sabinestamer.de>), porträtiert regelmäßig sonntags Hamburgs Frauen*